

III. 29. D

Peter Kupferer

Freiburg

Vermittelt durch: Patrick Griesser

Seine Arbeit als Caddie in Baden-Baden rettete ihn

*Bei Kriegsende 1945 lebt der damals Siebenjährige in **Baden-Baden** mit Mutter und Tante. Berichtet von Sammeltouren in den Wald, Hamstertouren aufs Land. Nach dem Einmarsch nehmen die französischen Soldaten den Kindern die Fahrräder weg. Da sie nicht Radfahren können und hinfallen, halten sie das für Sabotage. Mit den Skiern ist das ähnlich. Einquartierung von Elsässern, bald ein gutes Verhältnis. „Viel physische Gewalt gegen Kinder und Erwachsene“, Vergeltung für den Terror der Deutschen in Frankreich. Viele Vergewaltigungen, alle Zugangswege werden überwacht und von Wachtürmen „wahllos auf alles geschossen, was sich bewegte“. Erinnerungen an die erste Schulzeit: fast keine Lehrer. Er hat Diabetes, nur merkt das niemand. Nur getrunken, kaum was gegessen. Ab Mitte 1945 kommen viele amerikanische Familien nach Baden-Baden zum Golfspielen. Er arbeitet als Caddy, täglich zwei Mal 18 km trägt er die Schläger. Das rettet ihm das Leben, „und wir wurden auch wie Menschen behandelt“.*

April 1945, Ende der Kriegsjahre.

Ich wohnte mit meiner Mutter und meiner Tante in Baden-Baden, als 1945 die französischen Streitkräfte in die Stadt einrückten. Während des Krieges und bis zum Einmarsch der Streitkräfte mit schwerem Kriegsgerät - ich kann mich ca. ab 1941 daran erinnern – haben meine Mutter und meine Tante alles Essbare im Wald aufgesammelt, verwertet und teilweise auch für den Winter eingelagert. Bei Landfamilien (Bauernhöfe) wurde Geschirr, Wäsche, Besteck und weitere Utensilien in Lebensmittel eingetauscht. Diese „Hamstereinkäufe“ wurden im nahen Umland getätigt, wir mussten zwischen 24 bis 32 km (ein Weg) laufen.

Die Waldzugangswege waren mit großen dicken Baumstämmen versperrt, damit anrückende fremde Militärfahrzeuge nicht in die Dörfer eindringen konnten. Die französischen Panzer sind im steilen Winkel um die Stämme herumgefahren, die Dörfer wurden eingenommen. In unmittelbarer Nähe unserer Wohnung gab es Waldbächlein, in denen lebten Fische und Krebse. Auch davon haben wir uns ernährt. Weiterhin wurden Brennesseln zu Spinat gekocht, auch Kartoffelschalen haben wir gegessen.

Als die Streitkräfte eingerückt waren - ich war sieben Jahre alt, alle Schulen waren geschlossen, Kindergärten oder ähnliches gab es nicht - herrschte bei den Erwachsenen nur Angst. Kriegsfähige Männer waren an der Front oder in Gefangenschaft. Außer Frauen und ihren Kindern waren nur ältere Männer da. Wir Kinder haben das gelassen hingenommen. In unserem Stadtteil waren wir ca. 40 Jugendliche im Alter von 6 bis 12 Jahre, die im Winter Ski- und Rodelsport und auch im Sommer

unterschiedliche Sportarten betrieben. Im Sommer wurde viel Fahrrad gefahren, wobei dies alte Fahrräder, teilweise ohne Schlauch und ohne Mantel waren.

Die ersten anrückenden französischen Soldaten kamen überwiegend aus Nordafrika und hatten noch nie ein Fahrrad, ein WC, Gasherde (bei uns gab es keine Elektroherde), Ski, Schlitten u.ä. gesehen. Diese Soldaten und deren Familien haben uns „Kindern“ die Fahrräder abgenommen - sofern sie eines erwischten - und wollten dann selbst fahren. Da sie jedoch nicht Fahrrad fahren konnten, landeten sie immer wieder auf den teerverschmierten Straßen. Danach ging das Spiel von vorne los, denn sie dachten, dass die Fahrräder schuld daran sind, dass wir fahren konnten und sie nicht. Mit den Skiern war es ähnlich. Es waren alles uralte Holzski ohne Seitenverstärkung mit unpassenden Verbindungen. Nachdem die Soldaten und deren Familienangehörige mehrmals auf die Nase fielen und das Ganze recht kalt war, wurde diese Sportart nicht weiter verfolgt. Auch das Fahrradfahren wurde aufgegeben, da dies zu beschwerlich war. Wir bekamen immer das Wort „SABOTAGE“ zu hören.

Wir wohnten in einem viergeschossigen Haus unterm Dach. Vom Fenster aus konnten wir sehen, wie die Soldaten mit angelegten Gewehren und Pistolen durch die Straßen marschierten. Garagen mussten geöffnet werden, Holz o.ä. musste ausgeräumt werden, und sollte sich noch ein KFZ darin befinden haben, wurde es sofort mitgenommen. Alle Wohnungen wurden durchsucht, die Zimmergrößen wurden aufgeschrieben, die Schränke wurden durchgesucht und vor allem nach (hauptsächlich männlichen) Personen wurde Ausschau gehalten. Personen, in deren Wohnungen Nazigegenstände aller Art gefunden wurde, wurden in ein Sammellager abtransportiert. Dieses Lager war außerhalb der Stadt, nach langen Verhören wurden die „Mitgenommenen“ wieder freigelassen. Einige mussten mehrere Tage oder Wochen ausharren.

Die Besatzer waren anfangs überwiegend Marokkaner, später kamen auch einige Elsässer und Franzosen aus dem Mutterland dazu. In unserem Wohnhaus wurden Elsässer einquartiert, mit denen konnte man sich wenigstens verständigen. Mit Einigen konnte man bald ein gutes Verhältnis aufbauen. Wir Kinder bekamen kleine Aufmerksamkeiten. Dies war aber nicht die Regel. Viele Besatzungsfamilien waren sehr feindlich eingestellt. Es gab sehr viel physische Gewalt gegen Kinder und Erwachsene. Angeblich war das eine Vergeltung für den Terror, den deutsche Soldaten in Frankreich verübt hatten. Marokkaner waren bei uns im Haus nicht einquartiert.

Schlimm war (außer für mich) der Hunger. Die Hamstereinkäufe mussten kurz nach dem Einmarsch der Soldaten unterbrochen werden, da auch in den Dörfern von den Besatzungssoldaten alles geplündert wurde. Außerdem wurden alle Zugangswege (auch Schleichpfade) genauestens überwacht. Aus aufgebauten Wachtürmen wurde wahllos auf alles geschossen, was sich bewegte. Frauen, vor allem Jüngere, waren auch innerhalb geschlossener Ortschaften nicht mehr sicher. Es gab viele Vergewaltigungen.

In den Läden herrschte gähnende Leere. Einige Wochen später gab es Lebensmittelkarten, bis zur Währungsreform konnte man über die Marken und mit „Reichsgeld“ begrenzt Grundnahrungsmittel einkaufen. Heizmaterial stand auch nicht zur Verfügung. Die Fenster waren mit Eisblumen dekoriert. In den Zimmern standen Kohle/Holzöfen, selbst die „Besatzungsmieter“ hatten kaum Brennmaterial.

Ende 1944, also kurz vor Kriegsende, haben Tiefflieger auch auf uns Kinder geschossen. Dies war hauptsächlich in offenen Gebietszonen, z.B. beim Beeren- und Pilzesammeln, beim Obstpflücken usw. Schutz konnte man nur innerhalb von Baumgruppen finden. Es wurde grundsätzlich dunkle Kleidung getragen.

Von unserem Garten aus konnten wir sehen, wie kurz vor Kriegsende Pforzheim brannte.

Der Stadtteil, in dem wir wohnten, war ca. 10 km von der Innenstadt entfernt. Die Straßenbahn durfte anfangs (April/Mai/Juni 1945) von Deutschen nicht benutzt werden. Einige Wochen später war dies wieder möglich, allerdings mussten die Deutschen bezahlen, die gesamten Besatzungsfamilien fuhren gratis. Hauptsächlich die Jugendlichen der Besatzungsfamilien waren sehr böse zu den Deutschen, diese wurden regelrecht provoziert.

1946 wurde wieder Schulunterricht abgehalten. Ich kam sofort in die Dritte Klasse und hatte jeden zweiten Tag eine Stunde Schule. Es waren fast keine Lehrer da, viele waren in Kriegsgefangenschaft. Wir Kinder wurden allerdings schon auch während der Kriegszeit in Nachbarschaftshilfe von Müttern unterrichtet. Insofern waren die Leistungen unserer Generation nicht so schlecht. Zum Schulunterricht mussten wir im Winter Heizmaterial, ansonsten auch Unterrichtsmaterial mitbringen. Einige Monate später gab es mehr Unterrichtsstunden.

Sehr angenehm waren die Schülerspeisungen. Wir wurden unterrichtet, dass hauptsächlich die Schweiz und die USA für die Finanzierung aufkamen. Allerdings wurde mir immer sehr übel (Diabetes), wenn ich an der Schülerspeisung teilnahm.

Die Sommer waren sehr heiß, die Winter sehr kalt. Aufgrund der Hitzeeinwirkung schmolz der Teer auf den Straßen und Gehwegen. Da es nur wenig Schuhwerk gab, waren die Füße immer mit Teer verschmiert. Dieser wurde mühselig mit Bimsstein abgerubbelt, denn es gab auch keine Waschmittel. Glücklicherweise konnte ich mir nur das schätzen, der Zugang zu französischen Einkaufsmärkten hatte, oder diejenigen, die ein gutes Verhältnis zu „ihren“ Untermietern hatten.

Viel schlimmer war aber, dass kaum Ärzte zur Verfügung standen. Schon während der Kriegszeit, ich war ca. drei Jahre jung, wurde bemerkt, dass mit mir etwas nicht stimmte. Ich habe nur getrunken und kaum was gegessen. Von einer Zuckerkrankheit (Diabetes) hatte damals fast niemand eine Ahnung. Insulin, auch andere Medikamente gab es kaum. Dies war für mich eine sehr kritische Zeit, die war für mich wesentlich schlimmer als der Einmarsch der Streitkräfte, die Ausgangssperre, die Lebensmittelrationen u.v.a.

Ab Mitte 1945 kamen viele amerikanische Familien nach Baden-Baden, um Golf zu spielen. Ich war auf dem Platz als Caddie tätig. Ich habe täglich die Schläger mindestens 2 x 18 Loch getragen, das waren 2 x 18 km. Nachdem wieder Ärzte praktizierten, wurde mir erklärt, dass ohne das tägliche Laufen keine Überlebenschance für mich bestanden hätte. Die amerikanischen (Golfer-)Familien waren sehr freundlich und aufgeschlossen. Einige haben „ihre“ Caddies mit Verpflegung Schuhe, Kleidung usw. versorgt. Gewalt ging - zumindest auf dem Golfplatz - von den Amerikanern nicht aus. Wir wurden auch wie Menschen behandelt.

Peter Kupferer